

**Zeitschrift:** Werk, Bauen + Wohnen  
**Band:** 83 (1996)  
**Heft:** 1/2: Beton = Béton = Concrete

**Artikel:** Telepolis : Stadt am Netz  
**Autor:** Dériaz, Philippe  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-63001>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Der Anfang dieser Veranstaltung (in München 19. und 20. Oktober) war als «Vilém-Flusser-Tagung» angekündigt und eingerichtet. Ob alles im Sinne dieses Kulturphilosophen gewesen wäre ... Zu Beginn gestand Florian Rötzer, Hauptverantwortlicher von «Telepolis», dass «die Stadt als Metapher da sei»; hiermit war die Doppeldeutigkeit klar – und die Doppelzüngigkeit angemeldet sowie die Konfusion vorbereitet. Flusser soll die Stadt als eine theoretische Frage bezeichnet haben. Auf seiner Tagung kam die folgende Antwort heraus: 1. Es gibt keine Stadt mehr; dementsprechend ist es 2. überflüssig, Städte zu bauen und 3. noch überflüssiger, sie zu planen. Das mag für Medientheoretiker genügen, für den gemeinen Menschen reicht es nicht aus.

Berlin trat als Beispiel auf. Im Einleitungsvortrag bezog sich Martin Pawley (London) ausdrücklich auf die alte/neue Hauptstadt, als er sprach: «Heute wird die Bedeutung von Städten durch die Informationsrevolution bedroht. Heute reisst eine neue elektronische Informationsumwelt die Aufgabe an sich, die früher der öffentliche städtische Raum wahrgenommen hat. Der städtische Raum, den man einst für den Transport, für Klatsch, Revolten, Demon-

strationen, Werbung, Vorführung und Spektakel gebraucht hatte, ist heute überflüssig geworden. Heruntergekommen und missachtet, stellt er jetzt eher eine Gefahr für die öffentliche Ordnung dar. Städtischer Raum und öffentliche Gebäude sind bedeutungslos geworden.» Dagegen hegt und pflegt Volker Hassemer (Berlin, Senator für Bauwesen) andere Hoffnungen: die Telekommunikation vermindere den Verkehr, schaffe also in der Stadt Platz für Menschenbegegnungen. Nur: Datenverkehr ersetzt Warenumtausch nicht, und es sind nicht die Briefträger, die viel Stadtraum beanspruchen und verbrauchen; wenn alles mögliche über Netz läuft, ist trotzdem der restliche Raumbedarf nicht gering. Es sei zu beobachten, fährt Hassemer fort, dass die Leute wieder auf die Strasse gehen; und sie werden es erst recht wünschen und noch mehr tun, wenn sie den ganzen Tag vor ihrem häuslichen Arbeitsschirm verbracht haben. Diese helle Zukunft wird man begrüßen.

Gegen Pawley lässt sich anführen, dass Raum für Demonstrationen und Revolten immer wünschenswert und notwendig ist – eben Berlin hat es bewiesen; es gibt immer noch Handlungen, die per Kabel nicht durchführbar sind. Der

in Tokio tätige Volker Grassmuck bestätigt: Netz funktioniert nur, «wo unter der virtuellen Stadt eine reelle Stadt existiert». Und Geert Lovink, der in Amsterdam «De Digitale Stad» betreibt, weiss genau, dass sein Netzwerk von der wirklichen Stadt und der Stadtwirklichkeit gefüttert wird. Aber für manche Theoretiker ist nicht nur die Stadt überholt, sondern die Realität selbst überflüssig. Jedoch: «Virtualität macht neugierig auf Realität», bemerkt Reinhard Wiczorek (München).

Und Berlin erbaut sich eine neue Wirklichkeit. «Stadt am Netz», das klingt wie «Stadt am Tropf» – was einst für Berlin stimmte. Hassemer predigt «Stadtwerdung statt Stadterweiterung» – wogegen Franz Nahrada (Wien) «Stadterweiterung» mit «Dorferneuerung» gleichsetzt. Als Schlüsselfrage wird erkannt: Was ist der Sinn der Stadt? Die Politiker wollen ihren jeweiligen «Standortfaktor» erhöhen – die Theoretiker sehen die Wichtigkeit dieses Faktors gegen Null sinken, weil es keinen Standort mehr gibt.

Ist also die Stadt eine blosser Unterstellung oder ein nötiger Unterbau? Stehen die Netze darüber, darunter, daneben? Man macht es sich schwer mit diesem Denken in Überlagerungen, die mehr oder weniger unvereinbar sind –

je nach Wunsch, nach Traum oder nach Selbsterhaltungstrieb. Und als solcher ist die gelegentliche Hochnäsigkeit des Architekten Christoph Sattler zu verstehen, denn kein Architekt ist darauf erpicht, bloss noch eine Schachtelfabrik zu betreiben, wie Pawley die zukünftige Architektur voraussieht: «Für die Architekten und die Architektur hat die durch die Datenaubahn herbeigeführte Verflüchtigung der Dauer zwei unmittelbare Konsequenzen. Zuerst wird mit all den Faktoren der neuen Umwelt im Zustand einer aktiven Wechselwirkung die Gültigkeit einer dauerhaften Form in Frage gestellt. Wenn zweitens die Information, sobald sie erworben wurde, durch eine noch neuere Information ersetzt wird, und wenn jede Information frei verfügbar ist und sich der Zuordnung zu einem Bereich widersetzt, dann ist vielleicht sogar der Begriff eines eigenständigen Berufsfeldes wie desjenigen der Architektur mit einem eigenständigen, spezialisierten Wissenskorporus veraltet. Gleichzeitig verspricht die Anwendung der virtuellen Realität eine dreidimensionale Gestaltungsmöglichkeit im Cyberspace, die in ihrer Opulenz jede Architektur in ihrer ganzen Grösse übertrifft. Im nächsten Jahrhundert werden solche Darstellungen der virtuellen

Realität zu den öffentlichen Zelebrationen ökonomischer und kultureller Macht geworden sein, was früher Gegenstand grosser architektonischer Aufträge gewesen ist.»

In einer Stadt, in der der Städtebau keine Zeichen (Wahrzeichen) mehr setzt, wird zur Orientierung eine ganze Zeichensprache (Verkehrszeichen) notwendig; der Irrtum ist, zu meinen, Zeichenfernübertragung könne den Weg ersetzen. Also: Glaubenskrieg, Dialog zwischen Tauben oder Aporie? Unsere intellektuellen Werkzeuge greifen nicht mehr, neue müssen her. Abhilfe steht doch schon zu Gebot.

In seinem Abschlussreferat beim Treffen der Europäischen Kulturgesellschaft (7. bis 9. Juni 1995 in Budapest) schlägt Professor André Corboz Verschiedenes vor: «Die Terminologie, derer wir uns auf diesem Gebiet bedienen, ist fortan unbrauchbar. Dies gilt bereits für den Begriff der Stadt selbst. ... Die Begriffe, die wir verwenden, genügen nicht mehr, um die Realität zu beschreiben, auf die sie sich beziehen. Wir müssten sie eigentlich durch neue, andere ersetzen. In dieser Absicht schlage ich den Neologismus, das Neuwort der *Hyperstadt* vor, sinngemäss dem Begriff *Hypertext* nachgebildet. Der Vorteil dieses Begriffes liegt erst einmal darin, dass

er keine qualifizierende Aussage enthält, dass er kein Mass der (Besiedlungs)Dichte voraussetzt und dass er sich den historisch gewachsenen Stadtzentren nicht gegenüberstellt, da er sie ja definitionsgemäss mit einschliesst... Unsere «Städte», die sich gleichmässig über die Landschaft ausbreiten, die aufgrund verschiedener, teils gleichläufiger, teils widersprüchlicher Ansätze entstanden sind und die sich meist nach ökonomischen, steuer- oder verkehrstechnischen Gesichtspunkten entwickelt haben, weisen keinerlei hierarchische Struktur mehr auf.

Die heutige Stadt ist von allen Richtungen her zugänglich (wenn man überhaupt noch von Zugängen sprechen will) und kann in jeder Richtung frei durchmessen werden, wenn man einmal von vorgeschriebenen Durchfahrtsstrecken absieht. Die Stadt ist als Ganzes kaum mehr lesbar: als Phänomen ist sie tatsächlich einem Hypertext vergleichbar.»

Pawley (am 19. Oktober in München): «Das ist die Architektur der neuen Medien: der Urbanismus des nichturbanen Netzwerks des Konsums, das die Welt einhüllt. Dieser neue «abstrakte Urbanismus» – interessanterweise werden dessen Orte digital, oft nur durch die durchgezählten Ausfahrten bezeichnet –

wird von Architekten und Stadtplanern, von Historikern und Kritikern nicht beachtet, obgleich er in ökonomischer Hinsicht bereits wichtiger ist als all die kunstgeschichtliche Architektur, die jemals gebaut wurde.» Corboz weiter: «Wenn wir an die Hyperstadt denken, so stellen wir uns sie in erster Linie als Fläche vor... Es erübrigt sich, darauf hinzuweisen, dass ein solches Konzept heute völlig überholt ist: Multikulturelle Gesellschaft, Mobilität, Dezentralisation, fortschreitende Auflösung der geschichtlichen Grenzen und ähnliche Phänomene zwingen uns, Probleme der Fläche als Netze anzugehen. Eine Fläche hat eine Umgrenzung, eine Netzstruktur jedoch nur Endpunkte. Ich gebe gerne zu, dass sich die Umwandlung von Ausdehnungsflächen in Netzstrukturen als besonders schwierig erweist, und zwar nicht nur, weil dies unseren angewöhnten Denkschemata zuwiderläuft, sondern weil ein Übergang zu Netzstrukturen die Ausdehnungsprobleme keineswegs zum Verschwinden bringt!»

Wenn man damit anhört, unpassende Worte oder dasselbe Wort für verschiedene Begriffe zu benutzen, werden sowohl Denken wie Gedankenaustausch wieder möglich. Wenn man «hyperville» statt Stadt sagt und auch

sieht, kann man sowohl die Ähnlichkeit wie den Unterschied zum allseitigen Datennetz feststellen und die Ingredienzen der üblen Mischung von (uneingeordneten) politischen Wünschen und technischen Träumen voneinander trennen, das heisst die sinnvollen Räume der verschiedenen Funktionen erkennen. Selbst wenn manche weiter einen Wechsel der physikalischen Paradigmen anrufen: die Abschaffung des Raumes zugunsten der Zeit allein. Doch der Mensch bleibt räumlich, wie auch seine Physiologie. Über das Datennetz kann ich mein Brot bestellen, es aber nicht essen.

Letzthin sagte (im «Journal de Genève» vom 7. Oktober) Paul Virilio: «Der Mensch braucht Proportionen, Massstäbe, Dimensionen. Distanzen und Zeiträume sind Teil seines Selbstverständnisses. Die Technologien der absoluten Geschwindigkeit lösen Raum und Zeit auf und zerstören damit sowohl die Körperlichkeit der Welt als auch diejenige des Individuums.»

Die Theorietrunkenheit sehnt aber diese Auflösung der Körperlichkeit herbei – Trunkenheit kann eine geistige Komponente haben, jedoch keine intellektuelle. So klang die festgläubige Vorhersage von Florian Rötzer zur Eröffnung

der Veranstaltung: «Bald werde ich mich im Cyberspace mit dem eigenen Körper bewegen!»

Bei näherem Hinsehen erweist sich Cyberspace als ein konzeptueller, mathematischer Raum, der insofern für den Architekten nicht mehr relevant ist. Und die Verstellung einiger künstlicher und künstlerischer Experimente mit Fernleitung von Sinnen und Gefühlen liess erkennen, dass es sich kaum noch um Körper handelt, und auf keinen Fall um den eigenen! Ein Videospiegel ersetzt den «Ernst des Lebens». Zugegeben: Ernst ist langweilig. Hören wir aber nochmals Corboz (dessen Text in den Akten des Kongresses von Budapest erscheint): «Wir benötigen eine *Kultur des Paradoxen*, welche uns hilft, die heutige Mutation ausserhalb der überholten Kriterien und Parameter durchzudenken. Dieser kulturelle Schub muss unter anderem dahin zielen, immer wieder jene Kategorien zu hinterfragen, mit welchen wir das «Wirkliche» zu erfassen suchen. Wir haben den Schock der industriellen Revolution erlitten, als sich die Menschheit noch nicht einmal vom Schock der Verstärkung erholt hatte. Heute müssen wir uns einer noch viel grundsätzlicheren Herausforderung stellen.»

Philippe Dériaux